

EINE MINNEREISE MIT DEM FRÜHNEUHOCHDEUTSCHEN WÖRTERBUCH

Der Autor ist emeritierter Ordinarius für Germanistische Sprachwissenschaft an der Universität Heidelberg und Mitherausgeber des Frühneuhochdeutschen Wörterbuchs.

Fotos: Katharina Dück

Ein Vortrag¹ mit dem genannten Thema verlangt einmal Aussagen über ‚Minne‘ und zum anderen Aussagen über das „Frühneuhochdeutsche Wörterbuch“ in der Funktion eines Reisegefährts. Ich versuche, beiden Anforderungen durch ein dauerndes Hin- und Herspringen von der ‚Minne‘ zum Reisegefährts und zurück gerecht zu werden; ich beginne mit der ‚Minne‘.

‚Minne‘ ist in Forschung und Lehre der Studienfächer Germanistik (speziell in den Teilbereichen „Ältere deutsche Literatur“ und „Ältere deutsche Sprache“), in der Theologie sowie in allen Disziplinen der Geschichtswissenschaft, die einen sprachlich verfassten Gegenstand haben, außerdem in der historischen Semantik ein ebenso dauerhaft wie strittig behandelte Gegenstand. Die Faszination des Themas ist gleich mehrfacher, mindestens inhaltlicher, theoretischer und methodischer Art: Die inhaltliche Komponente der Faszination ergibt sich daraus, dass ‚Minne‘ im Unterschied zu vielen anderen sog. Abstrakta (vielleicht, aber auch nur vielleicht zu ‚Kraft‘, ‚Stärke‘, ‚Ruhe‘) von unmittelbarer lebenspraktischer Relevanz ist, wobei ‚Lebenspraxis‘ hier alltägliche, gesellschaftliche, moralische, religiöse, wirtschaftliche, rechtliche, und zwar jeweils sowohl individuelle wie soziale Praxis sein soll. Unter theoretischem Aspekt geht es darum, welchen Seinsstatus man ‚Minne‘ zuschreibt: Kann man sie – wie gerade gesagt und vermutlich als unverdächtig verstanden wurde – überhaupt als Gegenstand klassifi-

zieren und falls ja, welchen Status kann man diesem Gegenstand dann zuschreiben? Wie oszilliert er zum Beispiel zwischen möglichen Voraussetzungen wie ‚naturgegeben‘ und ‚kulturtypisch‘? Wie, über welche gedanklichen Kurzschlüsse kommt man von einer sprach-, speziell bedeutungsbezogenen, also linguistischen Aussage zu einer kulturgeschichtlichen Aussage, also einer solchen, die sich auf Kultur bezieht und diese zwar in Verbindung mit Sprache sieht, aber doch als außersprachlicher Konvenienz und damit eigener Art konzipiert?

‚MINNE‘ IST EIN EBENSO DAUERHAFT WIE STRITTIG BEHANDELTEN GEGENSTAND.

Die methodische Frage würde lauten: Über welche Suchwege lässt sich ein im Sprechen und Schreiben dicht, lange und sozial relativ breit belegtes lexikalisches Zeichen wie *Minne* semantisch zumindest ansatzweise begründen und damit dem Sprachgebrauch und der sprachlich verfassten Inhaltsbildung (als vorausgesetzten Objektgrößen welchen Status auch immer) irgendwie angemessen beschreiben? Ich habe diese Fragen nicht gestellt, weil ich meine, sie alle beantworten zu können.

Offensichtlich ist, dass sich Fragen der aufgeführten Art in der historischen Lexikografie (ich meine die Bedeutungslexikografie) überlagern und geradezu stauen. Während der Literaturwissenschaftler oder der Theologe oder Rechtshistoriker sich von vornherein auf ‚Minne‘ in ihren vom Fach her vor-

geschobenen Aspekten beschränken wird, ist der Lexikograf erstens einmal gehalten, der Erwartung des punktuell Nachschlagenden Folge zu leisten und naiv referenzsemantisch zu sagen, was Minne ist (obwohl dies semantiktheoretisch bestimmt nicht geht); er ist zweitens gehalten, allen einzelfachlich Vorprägten (bzw. Deformierten) bestimmte, nämlich die ihnen jeweils als ‚Gegenstand‘ unterstellten Aspekte von Minne zu vermitteln (er schreibt sein Wörterbuch ja nicht zum Beispiel für den Wirtschafts- oder den Literaturhistoriker, sondern für alle). Bei dieser umfangreichen Aufgabe wird er, obwohl auch er seine Perspektiven hat, dazu tendieren, die angesprochenen Aspekte auf irgendeine Weise (sei es auch nur additiv) zu bündeln und als Komponenten einer Minnetotalität zu unterstellen oder gar zu behaupten. Er wird außerdem dazu tendieren, in die Ontologisierungsfalle zu tappen. Das soll hier heißen, der Minne eine erstens aspektunabhängige Qualität (das wäre ‚Minne als solche / schlechthin‘) und zweitens ein Sein vor dem Schreiben und Sprechen und sogar vor dem Wahrnehmen und vor dem Denken in einer sprach- und erkenntnisunabhängigen Welt zuzuschreiben. Nur dann, wenn der Lexikograf dies alles weiß und es in seiner Tagesarbeit präsent hält, wird er bemüht sein, dem kritisch Nachschlagenden sein Problembewusstsein in seinen Artikeln zu erkennen zu

geben. Diese Formulierung ist hier bewusst sehr offen gehalten. Sie lässt einerseits synonymische Angaben der Art zu wie z. B. frnhd. *bellēn* [heißt/bedeutet/ist auch heute noch] >bellen< oder *lote* [heißt/bedeutet/ist ein] >junger Trieb, Schössling<. Mit einer gewissen semantischen Großzügigkeit wird man zugestehen, dass ein Hund heute noch so bellt, wie er schon immer gebollen hat (laut Jacob Grimm), oder dass Loten schon immer junge Triebe waren und weiterhin sein werden. Bei Ausdrücken wie *Minne* wird man mit derartigen Erläuterungen dagegen vorsichtig sein. Man wird zu vermitteln haben, dass man ‚Minne‘ einen von ‚bellen‘ oder ‚Lote‘ durchaus verschiedenen Gegenstandsstatus zuschreiben muss und dass man bei dessen Erläuterung jeden Eindruck zu vermeiden hat, dass es ‚Minne schlechthin‘ (also so wie eine Lote) gibt und dass diese schlechthinige Minne letztlich so etwas ist wie das Bellen eines Hundes. Das erfordert semantische Arbeit, genauer ein systematisches Ertexten, Ersemantisieren und Erpragmatisieren aus einem fächerübergreifenden Quellencorpus heraus. Das Ergebnis dieser Arbeit kann nur eine komplexe, das assertierend Gesagte epistemisch wieder in Frage stellende, die Verstehenshürden von Rezipienten extrem weit hinausschiebende Formulierung sein. Diese setzt also auch den Qualitätssprung des Wörterbuchbenutzers vom Nachschlagenden zum Mitarbeitenden voraus. Anders gesagt: Die genaue sprachliche Fassung von Wörterbuchartikeln mit Stichwörtern des



Typs *Minne*, *Arbeit*, *Mut*, *Recht* (usw.) hat außer der Information über faktisch Wissenswertes oder Nützlichtes interaktiv auch die historische Gestricketheit von ‚Minne‘, ihre Existenz in einem sich fortwährend wandelnden Gebrauch, zu vermitteln, und zwar so, dass diese Seinsweise auch vom Betrachter als erkenntnis- und handlungsbezogene Aufgabe ohne Endgültigkeitsmöglichkeit begriffen wird; ich komme darauf zurück. – Zunächst aber sei ein verallgemeinerter biografischer Exkurs narrativer Art eingeschaltet und zusammen mit dem gerade diskutierten Gepäck auf die Minnereise mitgenommen.

Man wurde – jedenfalls in meiner Biografie – bereits in der Schulzeit mit dem Wort, der Wortbedeutung und der Schwerverständlichkeit des mittelhochdeutschen (mhd.) Substantivs *minne* befasst. Diese Befassung setzte sich während des Germanistikstudiums fort, schon in der ersten Sitzung jedes Proseminars und in vielen Veranstaltungen des Hauptstudiums, nach dem Studium in eigener Lehrtätigkeit, sei es nun an der Schule oder an der Universität. ‚Minne‘ wurde dabei zwar als eine besondere, an der sozialen Peripherie anzusiedelnde, literarisch hochgezüchtete Form der erotischen Beziehung abseits jeder All-

täglichkeit, dennoch als Faszinosum dargestellt, als eine Größe, die man – obwohl unübersetzbar – vielleicht doch mit dem neuhochdeutschen (nhd.) *Liebe* übersetzen könne.

‚MINNE‘ – EIN KURZLEBIGES, ISOLIERTES PHÄNOMEN AN DER PERIPHERIE EINER LITERARISCHEN ELITE UM 1200?

Das sei eigentlich aber grundfalsch, denn ‚Liebe‘ habe mit Gegenseitigkeit, Körperlichkeit, Natürlichkeit, Erotik, oft auch mit der nun mal überall hervorquellenden Sexualität zu tun, während ‚Minne‘ doch eher, bei allen zugestandenen Berührungen, nicht auf Gegenseitigkeit beruhe, nicht im Körperlichen ihr Ziel habe, vielleicht eher platonisch gemeint sei. Dies Letztere möge mit einiger Gewalt auf einer sehr hohen Ebene eine zulässige Charakterisierung sein, aber auch wieder nicht so recht und eigentlich gar nicht. Obwohl man sich als Schüler, Student oder Lehrer von dem allem irgendwie angesprochen fühlte, blieb doch meist ein

minne, die [...].

1. ›Minne als absolutes Sein sowie als absolute Seins- und Wirkungsweise des als Dreieinigkeit gedachten, *freien, lauterer, ledigen* Gottes, wie er sich als *vater* oder *heiliger geist* dem *son* und über diesen dem *sich selbes ausgehenden menschen* sowie den *creatures* und den *werken* teilhaftig macht‹; dieser Vorgang wird metaphorisch (verbal:) als *ausbluten*, (*aus-/ein-*)*giessen*, *ausdringen*, *blicken* ›blitzen‹, (*ver-*)*fließen*, *gebären*, *leuchten* oder (verbalsubstantivisch:) als *ausbruch*, *ausfluss*, *flamme*, *glut* gefaßt und entsprechend gedacht; es gehört zu dieser Vorstellung, daß der im Ursprung innertrinitarische Prozeß wechselseitig verläuft, also auch vom *son* ausgehen kann, und daß auch der *mensch* ein *gleichnis* (mit *got*) gewinnen, in der *minne mit got vereinet* werden kann, die *sele* in *einung* mit *got* tritt und dann dessen Qualitäten (*frei*, *lauter* 8, *ledig* 9) annimmt. Diese Qualitäten können als geistliche Aufgabe für den Menschen verstanden werden, die sich dann in dem Tugendkatalog der Zeit zu realisieren hat. [...].

Abbildung 1: Auszug aus dem Artikel *minne* des FWB (Bedeutungsansatz 1, gekürzt)

tiefgehendes Unverständnis, erkennbar am verhohlenen In-sich-hinein-Lächeln vieler Zuhörer über die Erläuterungssorgen akademischer Lehrer, aber auch dieser über sich selbst. Vor allem blieb der Eindruck, dass ‚Minne‘ ein kurzlebiges und isoliertes Phänomen an der Peripherie einer literarischen Elite der Jahrzehnte um 1200 sei, dass es keine tiefere Verankerung in der Gesellschaft und erst recht nicht in der Natur des Menschen habe. Nahm man sich die Mühe, in den gängigen Literaturgeschichten oder in literaturwissenschaftlichen Spezialdarstellungen nach den Bedeutungsformulierungen von *minne* zu fragen, dann stellte man nahezu regelhaft fest, dass die Bestimmung des Wortinhaltes als hohes

moraltheologisches Programm literarischer Fiktionen zwar versucht, aber vielfach von Aussagen und Präsuppositionen naturalisierungsbedingter Art und natürlich von allen möglichen Plattheiten unterlaufen wurde.

Damit ist der Punkt erreicht, an dem es um die Minnereise im „Frühneuhochdeutschen Wörterbuch“ (FWB) geht. Zu diesem Wörterbuch sei kurz mitgeteilt, dass es mit inzwischen sieben Bänden und einer Reihe von Lieferungen zu etwa 60 Prozent fertiggestellt ist. Der Rest wird seit Januar dieses Jahres im Rahmen des sog. Akademienprogramms an der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen erstellt. Der Artikel über *minne*, der im Manuskript abgeschlossen ist und demnächst erscheinen wird, beruht auf rund 800 Belegen aus der Zeit vom 14. bis zum beginnenden 17. Jahrhundert, also aus nachmittelhochdeutscher Zeit. Er umfasst knappe 10 Druckseiten; dem folgen rund 10 Seiten mit der Wortbildungsstrecke von *minne*, also z. B. mit *minnebad*, *minnefeuer*, *minneglut* usw., mit dem Verb *minnen* und einer Reihe von Adjektiven, insgesamt mehreren Dutzend Einheiten.

Im Folgenden soll der genannte Artikel erst einmal vorgestellt werden. Das kann nur in einem Auszug grösster Linie geschehen, aber so, dass man – wie eingangs angedeutet – sowohl einiges über den Aufbau des Artikels und somit des Wörterbuchs als auch etwas über

die spätmittelalterliche Semantik und Pragmatik von *minne* erfährt. Kleine beiläufige Exkurse werden an jeweils passender Stelle eingeflochten.

Im Kopf des Artikels steht das sog. Stichwort, hier *minne*, und zwar in einer normalisierten Schreibung und typografisch in Halbfett herausgehoben. Diesem Eintrag folgen in Form von *die* eine Genus- und Wortartangabe, ferner einige in vorliegendem Zusammenhang irrelevante morphologische Angaben. Auf etymologische Verweise der Art, dass das deutsche Wort *minne* genetisch mit lat. *mens* und engl. *mind* zusammengehöre, habe ich verzichtet, weil man dies in jedem etymologischen Wörterbuch nachlesen kann.

IM FWB SIND NEUN BEDEUTUNGSANSÄTZE VON ‚MINNE‘ BESCHRIEBEN.

Wichtiger dagegen scheint mir die Verortung des Wortes in der Zeit und in den Sinnwelten zu sein, in denen es gebraucht wird: Zeitlich gesehen gehört es in das ältere und mittlere Frühneuhochdeutsche (das ist etwa die Zeit bis zur Reformation); soziopragmatisch gesehen begegnet es gehäuft in Texten der Sinnwelt ‚Religion‘, speziell der Mystik, außerdem in Rechts- und Wirtschaftstexten. Es fällt auf, dass eine Verwendung in literarischen Texten nicht ausgesagt wird, obwohl man dies doch – geschult an der hohen Literatur des hohen Mittelalters – erwartet hätte. Dies alles sei hier nur festgestellt. – Nach diesen Bemerkungen zum Kopf des Artikels beginnt die Darstellung der Bedeutungsgliederung.

Die Zahl 1, der sog. Polysemieindikator, am Beginn des Absatzes heißt natürlich, dass es irgendwo eine 2., eine 3. usw. geben muss. *Minne* ist demnach als mehrdeutig (polysem), genau gesprochen: als 9-fach mehrdeutig interpretiert und dementsprechend in insgesamt 9 sog. Bedeutungsansätzen (= Sememansätzen) beschrieben worden. Der erste dieser Ansätze hat die Form, wie sie in Abbildung 1 zu sehen ist.

Ich nehme an, dass man diesen Text als offensichtlich erläuterungsbedürftig aufnimmt. Einiges davon sei hier vorgetragen.

Eine erste, genuin lexikografische Aussage lautet: Das FWB ist sicher auch ein Werk, das auf pointillistische Wissensfragen eine Antwort in dem Sinne zu geben versucht: Das Wort *minne* bezeichnet ein vorgegebenes Etwas, das in der lexikografischen Formulierung als „absolutes Sein sowie als absolute Seins- und Wirkungsweise [...] Gottes“ gefasst wird. Dieses Etwas wird schon nach dem zweimal substantivisch gebrauchten *Sein*, durch das Adjektiv *absolut* und einige weitere fachsprachliche Andeutungen als eine ‚istigkeit‘ (man vgl. den zugehörigen Artikel in Band 8 des FWB, Sp. 236), als etwas tatsächlich objektiv Vorhandenes eingeführt. Dadurch, dass der gemeinten Größe ‚Minne‘ Eigenschaften zugeschrieben werden, etwa die, dass sie das Wesen Gottes bildet und dass Gott die Menschen an ihr teilhaben lässt, wird ihr Seinsstatus bekräftigt. Es gehört ja bekanntlich zu dem Be-

einflussungsarsenal jeder Rhetorik, Gegebenheiten, über deren Status man unsicher ist, dadurch als real zu behandeln, dass man sie mit Eigenschäften versieht.

Wenn ich nun die hier Anwesenden (bzw. die Leser dieser Zeilen) wie in einer Schulstunde oder in einem Hauptseminar bitten würde, das im vorgelegten Artikelausschnitt Stehende, Vorgelesene oder Gelesene wiederzugeben, dann würde ich vermutlich auf kollektives Schweigen stoßen. Ich nehme an, dass schon die gerade eben vorgenommene Deklaration der ‚Minne‘ als eine Istigkeit als gehobener Wortschwall und nicht gerade als klar verständlich rezipiert wurde. Die für das FWB behauptete Aufgabe, erst einmal die Darstellungs-, Bezeichnungs-, Repräsentationsfunktion über das, was ist zu behandeln, wurde zum mindesten nicht pointillistisch erfüllt. Das zeigt sich erst recht, wenn man die zweifellos überladenen Substantivgruppen und die beim Hören und zumindest bei einmaligem Lesen schwer durchschaubare Syntax ins Auge fasst. Das hat natürlich beschreibungssprachlichen Zeichenwert; es heißt: Das FWB versteht sich zwar auch als Darstellungswerk, und es erfüllt seine diesbezügliche Aufgabe für sehr viele Stichwörter zweifellos, allerdings eher für die uninteressanteren, leichteren, diejenigen, die man nur kennen muss

und bei deren Verständnis kaum Fehler begegnen können. Sein genuiner Zweck liegt auf einer ganz anderen Ebene.

DAS BEDEUTUNGSSPEKTRUM VON ‚MINNE‘ REICHT STUFENLOS VON EINER THEOLOGISCHEN SOWIE PHILOSOPHISCHEN ONTOLOGIE BIS IN EINZELBEREICHE DES INDIVIDUELLEN UND SOZIALEN LEBENS HINEIN.

Dieser Ebene kommt man vielleicht besser bei, wenn man sich erst einmal vergegenwärtigt, dass es außer der Bedeutungserläuterung, die ich zitiert habe (bzw. die hier abgebildet wurde), noch acht weitere derartige Ansätze mit ähnlichen Formulierungsklimmzügen gibt, die allesamt zu den gleichen Verstehensproblemen führen. Sie seien der Übersicht halber kurz aufgeführt: Wenn man Bedeutungsansatz 1 als ein reziprok wirkendes mystisches Einssein von allem und jedem Existierenden auffasst, dann stellt sich die Frage nach möglicherweise doch vorhandenen Gerichtetheiten. Diese kommen dann in den Ansätzen 2 bis 4 zur Sprache: 2 bezieht sich auf die Liebe Gottes zu Maria, 3 auf die Liebe Gottes zu den Menschen, 4 umgekehrt auf die Liebe des minnenden Menschen zu Gott. Unter den Ansätzen 5 bis 8 finden sich dann einige Spezialisierungen, und zwar nacheinander auf die Bereiche Erotik, gesellschaftliches Zusammenleben und Rechtswesen. Im Bereich Erotik (Ansatz 5) meint *minne* ein Spektrum, das von posi-

tiv bewerteter, göttlich begründeter und versittlichend verstandener Liebe über die tendenziell als moralische Verfehlung verstandene erotische Lust bis hin zu krassen, im Teufel verdichtet zu findenden Fehlformen nahe der viehischen Sexualität reicht. Der Bezug von *minne* auf respektvoll umgängliches soziales Verhalten wird im Artikel (in Ansatz 6) als „Hochachtung, In-Würde-Halten des anderen“ erläutert, als soziale Haltung, die allerdings ebenfalls eine negative Komponente haben kann, wenn sie (so in Ansatz 7) in vorteilsuchende Schmeichelei übergeht. Unter Ansatz 8 folgt dann der rechtsrelevante Geist göttlichen Entgegenkommens und seine meist metonymisch anschließbaren Ergebnisse. Ansatz 9 ist eine schwach belegte Sonderverwendung, die hier außer Betracht bleiben kann.

Zusammenfassend sei zweierlei gesagt. Erstens: *minne* hat offensichtlich ein Bedeutungsspektrum (linguistisch gesprochen: ein Signifikat, eine Gesamtbedeutung, einen Bedeutungsumfang), der von einer theologischen sowie philosophischen Ontologie stufenlos bis in Einzelbereiche des individuellen und sozialen Lebens hineinreicht. Zweitens: Die Quellen zeigen durch ihre Häufigkeit sowie durch ihre theologie- und philosophiegeprägten Nuancen, die selbst in Texten ganz anderer Konvenienz beobachtbar sind, dass die Einheit ‚Theologie / Philosophie‘ die Sinnwelt bildet, aus der alle anderen

Verwendungen hergeleitet werden können. ‚Minne‘ wird demnach nicht als eine Größe genuin erotischer oder genuin rechtlicher Art semantisiert, die dann auch in die Theologie hineinstreut, sondern ‚minne‘ wird als genuin theologisch-philosophische Größe ertextet, die sich von dieser Grundlage her bis in die letzten Verästelungen einzelner Lebensbereiche, darunter z. B. in die Erotik, zeigt. Diese Aussage gilt für das spätere Mittelalter – wie bereits gesagt – auslaufend bis zur Reformation hin. Ihr Bezug auf ‚minne‘ in literarischen Texten des Hochmittelalters mag möglich sein, ist aber mit Vorsicht vorzunehmen.

Wenn gerade mehrfach von einem semantischen ‚Spektrum‘ gesprochen wurde, dann stellt sich sofort die Frage, wie man ein Spektrum begründet gliedern kann. Das heißt: Wieso gibt es insgesamt 9 Bedeutungsansätze und nicht nur 3 oder z. B. 20? Weiter könnte man fragen: Warum steht alles in einer schwer überschaubaren Reihe, statt in hierarchisierter Form und dadurch vielleicht doch besser überschaubar als in einer Reihe? Für Fragen dieser Art gibt es typisch lexikografische Antworten, die irgendwie – natürlich nicht definitiv – überzeugend sein mögen, hier aber ausgeblendet bleiben sollen, weil es mir im vorliegenden Zusammenhang um Wichtigeres geht.

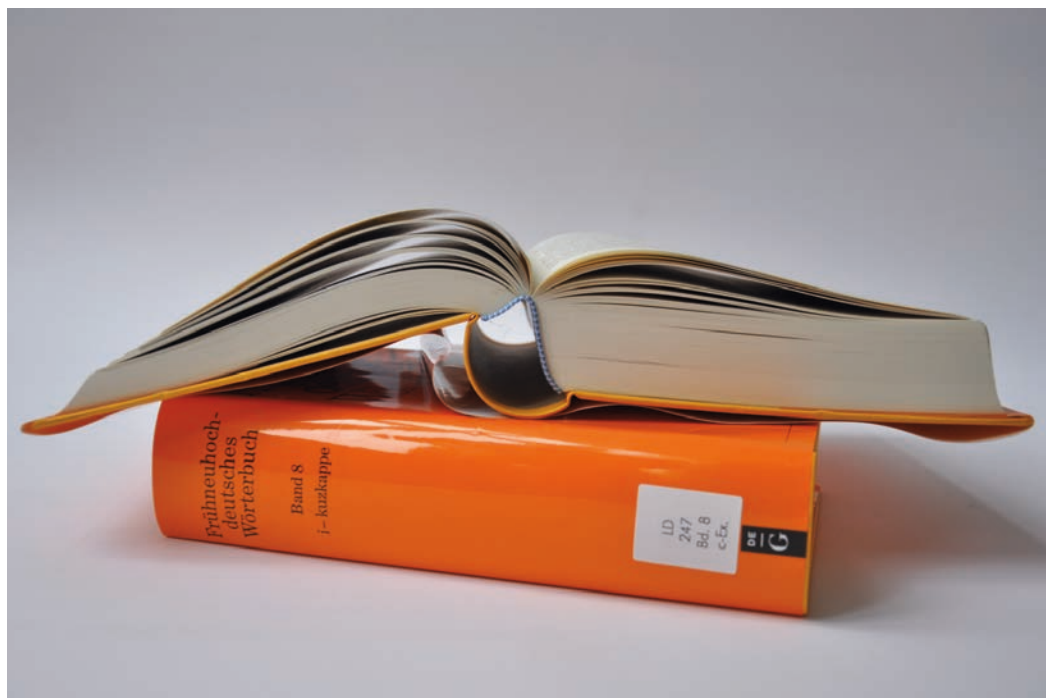
Dieses „Wichtigere“ ergibt sich aus den umfänglichen, teils auffälligen, teils versteckten Details der Bedeutungsformulierungen und damit zu den angenommenen Einzelbedeutungen von *minne*. Ich argumentiere am Beispiel von Bedeutungsan-

satz 1. In diesem Ansatz erscheint ‚Gott‘ als die Größe, der die Seins- und Wirkungsweise von ‚minne‘ zugeschrieben wird. Indem ich das Wort *Gott* typografisch in keiner Weise herausgehoben und außerdem in nhd. Form angesetzt habe, erlaube ich mir eine Gadammersche Horizontverschmelzung in dem Sinne, dass ich den ‚got‘ meiner Quellen mit dem ‚Gott‘ des heutigen Sprachgebrauchs zumindest für die Zwecke dieser Abhandlung in eins setze. Das wird, da es den unreflektierten Üblichkeiten fachhistorischen Schreibens entspricht, nicht aufgefallen sein, ist aber schon insofern eine durchaus kritisch zu betrachtende sprachliche Handlung, als der ‚got‘ der Minnetexte zeitweilig so verdächtig war, dass er zum Beispiel Gegenstand von Ketzerprozessen sein konnte.

LEXIKOGRAFEN SIND TRANSPORTEURE VON TRADITION UND TRADITIONSBILDNER.

Weiter steht da, dass der gemeinte Gott als ‚Dreieinigkeit‘ gedacht worden sei und dass man ihn mit den frnhd. Attributen (in meinem Text als Zitatwörter gebraucht) *frei*, *lauter*, *ledig* versehen habe. Da steht ferner, dass sich Gott den Menschen teilhaftig mache und dass dieser Vorgang metaphorisch mit einer Fülle von Metaphern, genau gesprochen: mit Fluss-, Licht- und Gebärdmetaphern gefasst und in diesen vermittelt worden sei. Geht man davon aus, dass Metaphern den Bezugsgegenstand, auf den sie ange-

wandt werden, mit Zügen eines Vergleichsgegenstandes versehen, dann wird hier ein Glaubensgeschehen als ein in der Zeit verlaufendes Etwas konstituiert, das sich als *ausbluten*, *aus-* und *ingiessen*, *leuchten*, *gebären* usw. eines ‚gottes‘ im Menschen gestaltet. Im Ergebnis dieses Prozesses würde der Mensch ein *gleichnis* mit *got* gewinnen, in der *minne mit got vereinet* sein, und dann dessen Qualitäten, eben *frei*, *lauter*, *ledig* zu sein, aufweisen. Der Wörterbuchautor vermittelt dieses Geschehen immer wieder auch durch Rückgriff auf originale Ausdrücke der Quellentexte. In dem Maße, in dem er dies tut, verlässt er die übliche, als distanziert, klar, deutlich, exakt geltende Fachsprache, er steigt aus der Subjekt-Objekt-Haltung gegenüber dem ‚Gegenstand‘ und aus der Transporthaltung gegenüber dem Zuhörenden / Lesenden aus und begibt sich erstens in die Rolle desjenigen, der nicht bloß geschichtliche Bezeichnungen (etwa *minne*, kursiv gekennzeichnet) für gegenständlich Gedachtes (etwa ‚*minne*‘, durch Häkchen als Bedeutungseinheit gekennzeichnet) aufführt, sondern der geschichtliche Wortbedeutungen (also ‚*minne*‘) als Größe sieht, die sich von ihrer Seinsweise her in textlicher Arbeit befindet; *Sprache ist im Ursprung poetisch* hieß das in der Romantik. Diese Poetizität hat er zu ‚erkennen‘ (genau gesprochen: ‚etwas als etwas zu erkennen‘) und ‚darzustellen‘ (genau gesprochen: ‚etwas als etwas darzustellen‘). Er begibt sich zweitens in die Rolle desjenigen, der sowohl – nun seinerseits poetisch – fingierend als auch vermittelnd tätig wird, seine Adressaten mit in die Rezeption originaler Texte, gleich-



sam auf die Minnereise, einbezieht und damit in das Boot der Gegenstandsnuancierung bzw. gar der Gegenstandskonstitution sowie der Bemühungen um das Verstehen historischer Texte aufnimmt. Er öffnet das Wörterbuch zum Ort eines normalsozialen Prozesses des Lernens von Neuem aus der Kommunikation heraus, ersetzt die übliche Verhaftung in Vorstellungen von fachsprachlicher Richtigkeit, Exaktheit, Deutlichkeit, Endgültigkeit und Vollständigkeit durch die Zulassung mehrerer Verstehensmöglichkeiten und unscharfer Grenzen, im Kern so, wie das im Mittelalter der über ‚*minne*‘ Kommunizierende tat. Alles, was man in frnhd. Zeit an Nuancierungen, Um- und Neusemantisierungen angesichts einer sozialen Bedeutungseinheit und der geschichtlichen Rezipienten geleistet hat, wiederholt sich also bei dieser Haltung in analoger Weise auf der Ebene lexikografischer Inhaltsbildung und ihrer Kommunikation in der Gegenwart. Die oben als genuin lexikografisch charakterisierte Frage nach der Anzahl von Bedeutungen (auch nach der Schaffung einer Bedeutungshierarchie) entpuppt sich unter dem hier be-



handelten Gesichtspunkt nicht so sehr als Problem der Artikelgestaltung, sondern eher als Möglichkeit des Ansatzes ganz anderer und ganz anders relationierter semantischer Identitäten und damit anderer historisch-semantischer Welten. Ich hebe diesen Gedanken deshalb so deutlich heraus, weil er das Wesen von Traditionsbildung trifft. Lexikografen sind Transporteure von Tradition und – das ist hier mein eigentliches Anliegen – Traditionsbildner: Es geht zwar immer auch um fachliches Beschreiben von Vergangenen, daneben aber ebenfalls immer um ein Neugestalten heutiger Realitätsbilder unter Bezug auf vergangene, ein Neugestalten – sozial vor Ort – mit dazu passend gehauenen geschichtlichen Materialien und ein Hineinprojizieren des Ergebnisses dieses Tuns in die Vergangenheit. Diese beschreibt man damit eben nicht nur, sondern konstituiert sie bei konsequentem Durchziehen des Gestaltungsgedankens soziomorph so, wie man sie gesellschaftlich zu brauchen meint.

Man wird hier die Frage stellen, ob das gerade so betonte semantisch konstitutive Tun, das fortwährende traditionsorientierte Neugestalten von Inhalten in der Artikelformulierung einer lexikografischen Arbeitsstelle in irgendeiner Weise ideologisch gesteuert werde. Mit ‚ideologisch‘ meine ich hier Aspekte, die vor der Arbeit mit dem Material bereits eine Option auf Berücksichtigung haben, also zum Beispiel die, dass in frnhd. Zeit alles eine religiöse Färbung habe, oder die, dass alles rechtsrelevant sei und folglich sowohl im Schnitt des Bedeutungsspektrums wie in der genauen Nu-

ancierung jeder Bedeutungserläuterung zum Ausdruck kommen würde. Auf was hin wird eigentlich ersemantisiert und auch erpragmatisiert? Nun, im FWB sicherlich auf theologische Fragestellungen, auch auf alltagsbezügliche und juristische, dies alles schon aus dem Grunde, um der Besetzung des Themas durch die Literaturwissenschaft andere Möglichkeiten entgegenzustellen. Entscheidender noch aber als Steuerungen dieser Art, die letztlich an gängige Fachgliederungen angelehnt sind, ist eine grundsätzliche weltanschauliche Steuerung. Dies ist zu erläutern.

Dazu stelle man sich den Lexikografen bei seiner Arbeit vor: Er sitzt mit gekrümmtem Rücken von oben nach unten blickend, vor seinen Quellen, interpretiert chaotisch herum, klopft die natürlich vorläufigen Interpretationsergebnisse seines Tuns auf Möglichkeiten ihrer Ordnung ab, achtet dabei stets auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede, verwirft das Erarbeitete, gestaltet es um oder gänzlich neu, schaut bei diesen Nöten zwischendurch immer auch mal geradeaus und denkt dabei an mögliche Rezipienten, speziell daran, was diese wohl noch verstehen könnten, und erst recht, was sie verstehen sollten; er schaut vielleicht sogar zum Himmel und hofft auf eine Erleuchtung durch den minnenden Gott, das wäre dann – natürlich mehrfach gebrochen und absolut säkularisiert – so etwas wie das Einfließen einer genialen Idee in seinen Kopf. Natürlich leugne ich aufgrund eigener

Erfahrung nicht, dass dies alles weitgehend so sein mag. Ich meine aber, dass eine zumindest ansatzweise zusammenhängende semantische Makrostruktur eines Wörterbuches so nicht zustande kommt: Die Interpretationen der Belege gehen in unterschiedlichste Richtungen; den Rezipienten kennt kein Lexikograf wirklich; der allseitig minnende Gott hat sich gerade versteckt; die gedanklich erwogenen Ordnungsverhältnisse mutieren in Sekunden bis in ihr Gegenteil hinein. Kurzum: Wenn er nicht einen erkenntnis- und gestaltungsleitenden Gesichtspunkt (oder einige wenige) hat, dann erkennt er nichts und kann auch nichts vermitteln. Umgekehrt gesagt: Er erkennt nur, gestaltet nur und vermittelt nur dasjenige, was er in seinem sozialen (kulturgeprägten) Kopf hat (es sei denn, man brauche, frei nach Karl Kraus, nicht nur keine Gedanken zu haben, sondern müsse sie auch vermitteln können).

DER LEXIKOGRAF BRAUCHT WENIGSTENS EINEN ERKENNTNIS- UND GESTALTUNGSLEITENDEN GESICHTSPUNKT, SONST KANN ER WEDER ETWAS ERKENNEN NOCH VERMITTELN.

Das ist zugleich die Frage, was das erkannte, gestaltete und vermittelte Etwas in dem Artikel *minne* sein könnte. Zusammengefasst ist es die Semantisierung von ‚minne‘ als Be-

ziehungsverhältnis im umfassendsten Sinne des Wortes. Ich greife damit wieder zum Text: Da steht (hier vereinfacht ausgedrückt), dass es einen sog. „innertrinitarischen Vorgang“ gebe, der „wechselseitig“ verläuft, zwar in der Regel von Gott als dem Vater oder dem heiligen Geist ausgehend auf den *son* hin, aber von diesem auch wieder zurück auf den Vater. Und: Der Prozess überschreite die Trinität, indem auch der Mensch und die *creatures* einbezogen würden. Demnach könne der Mensch in der ‚minne‘ seinerseits ein ‚gleichnis‘ mit Gott gewinnen. Dieser Gedanke wird in Bedeutungsansatz 4 weiter charakterisiert, und zwar in der Richtung, dass der Mensch Gottes Qualitäten, nämlich die vorhin bereits genannten Eigenschaften ‚frei‘, ‚ledig‘, ‚lauter‘, annehmen könne und ‚minne‘ als sich vom Menschen auf Gott zurückwendend gedacht werden kann. Martin Luther hat diese Möglichkeit als ein ‚*gotförmig* werden‘ des Menschen zu vermitteln versucht.

Der semantische Rahmen, innerhalb dessen dies erfolgt, findet sich unter zwei eigenen Informationspositionen behandelt. Die erste läuft unter der fachtextlichen Sigle „Bdv.“ (= bedeutungsverwandt) bzw. Orientierungsrahmen“, die zweite unter der Sigle „Synt.“ (= Syntagmenangabe). Unter ersterer finden sich u. a. die Ausdrücke *andacht, demut, freiheit, geist, gnade, liebe, masse, vernunft, weisheit*. Das sind offensichtlich Ausdrücke, die ihrerseits ein Beziehungsverhältnis implizieren. Unter letzterer stehen Aussagen wie (in Vortragssprache umgesetzt): *got hat minne zu jm., die minne ist der heilige geist, sie ist ein band zwischen got*

und der sele, wird in der sele geboren usw. Die gesamte ‚minne‘-Semantik (verstanden als Semantik des Lexems *minne* einschließlich derjenigen seiner Synonyme) und die Gesamtheit der Aussagen über ‚minne‘ werden also als Beziehungssemantik erkannt und für die Rezipienten des Wörterbuches entsprechend gefasst. Genauer gesprochen geht es (nach der Beziehungstypologie von Lobenstein-Reichmann) um *interpersonale* Semantik, das ist diejenige Semantik, die sich wesentlich als ‚ich-du-orientiert‘ charakterisieren ließe; *Sprache ist im Ursprung, so würde das Schlagwort jetzt lauten, dialogisch*. Diese These vermag jedenfalls alle Gebräuche der *minne*-Ausdrücke in einen inhaltlichen Zusammenhang zu bringen und kann als Grundgedanke mittelalterlicher Vorstellungen der Seinsordnung verstanden werden, und zwar nicht nur innertrinitarisch, sondern auch im Verhältnis Gott zu Mensch, Mensch zu Mensch und Gott zu Mensch und zu den Kreaturen bis zu den Dingen hin.

DIE GESAMTE ‚MINNE‘-SEMANTIK IST ALS BEZIEHUNGSSEMANTIK FASSBAR UND KANN ALS GRUNDGEDANKE MITTELALTERLICHER VORSTELLUNGEN DER SEINSORDNUNG VERSTANDEN WERDEN.

Im Übrigen ist der Dialog-Gedanke mit dem Poesie-Gedanken verbindbar; nicht dagegen mit dem Darstellungsgedanken.

Die Beziehungslinien haben ihre Weiterungen: Ein ‚Gegenstand‘ wie ‚minne‘ lässt sich nicht annehmen, ohne dass man ihn mit einer Handlungsverpflichtung verbindet. Diese Aufladung gestaltet sich unter den geschichtlichen Bedingungen des späten Mittelalters in Form eines Brückenschlages zu den Tugenden. In dem Maße, in dem man diesen Gedanken betont, mutiert erkenntnisfunktional orientierte Semantik (vor allem, wenn sie als Beziehungsemantik gefasst wird) zu einem kategorial anderen Semantiktyp, nämlich zur Handlungssemantik. Demzufolge ist in Bedeutungsansatz 1 denn auch die Rede von ‚minne‘ als „geistliche[r] Aufgabe für den Menschen“, die sich „in dem Tugendkatalog der Zeit zu realisieren“ habe. Bei solcher Nähe- bis Einssetzung von ‚minne‘ und ‚tugend‘ ergeben sich – beiläufig gesagt – natürlich neue Probleme, etwa die Frage, wie sich ‚minne‘ im Sinne von Bedeutungsansatz 1 mit dem „Hineingestelltsein des Menschen in die soziale Welt“ verbinden lasse.

‚MINNE‘ MUSS MIT EINER HANDLUNGSVERPFLICHTUNG VERBUNDEN ANGENOMMEN WERDEN.

Das ist eine unmittelbar lebenspraktische Frage. Man erkennt: Hier ist ein Punkt der Argumentation erreicht, an dem sich die Frage nach dem Semantiktyp stellt, der der historischen Bedeutungslexikografie als theoretische Orientierungsgröße

zugrunde gelegt werden kann: Tun wir als lexikografisch Handelnde so, als ob etwas (z. B. ‚minne‘) einfach (im Extremfall: naiv realistisch) sei, oder so, als ob es immer in besonderer Weise (sprach- und textkonstituiert) sei (z. B. als Beziehungsgegebenheit), oder so, als ob es eine Handlungsinstruktion (z. B. in Richtung auf ‚tugende‘) vermittele. Anders herum ausgedrückt: Beschreiben wir sprachliche Handlungen oder beschreiben wir typisierte Textkonstitute, oder beschreiben wir alles, was uns in den Quellen entgegentritt, als etwas, das wie das Bellen eines Hundes oder eine Lote einfach ist. Das FWB ist der Ort, in dem Fragen dieser Art systematisch diskutiert und in die Praxis umgesetzt werden. Das metalexikografische Ziel ist eine Typologie fachlexikografischer Formulierungen, die den erwähnten theoretischen Vorverständnissen (kurzgefasst: abbildtheoretisch, sprachinhaltlich-sozialkonstruktivistisch oder handlungstheoretisch orientierter Art) von Lexikografie entsprechen. Dabei liegen mir letztere beiden Vorverständnisse besonders am Herzen.

Hinter diesen Ausführungen steht ein Wechsel des philosophischen und generell des geisteshistorischen Paradigmas. Auf der einen Seite gibt es das allgegenwärtige Denken, das auf objektartig gedachte Gegenstände, auf deren gerne als zweckfrei ausgegebene Erkenntnis und eine möglichst getreue sog. Abbildung zielt. In dieses Denken schlagen folgende Strömungen hinein: die Hermeneutik mit ihrem Rahmen von Vergangenheitsvorgaben des Verstehens und Zukunftsvorgriffen,

die Sprachsoziologie, sofern sie sich in der Lage erweist, ihren Bezug auf ausdrucksseitige Gegebenheiten der Sprache durch eine soziologisch strukturierte Semantik zu ersetzen, ferner die Pragmatik, auch wenn sie vor lauter Regelbegriff den lexikalisch-semantischen Anteil an der Sprechhandlung kaum ernst genommen hat, aber auch die Lebens- und Existenzphilosophie, möglicherweise sogar der Ersatz lange herrschender darwinistischer Vorstellungen durch ein systematisch kooperations-theoretisches Denken, schließlich auch die dialogische Philosophie, die ihr Anliegen bereits im Titel verrät.

IST DER LEXIKOGRAF HERR DER BEDEUTUNGSGESCHICHTE, ODER IST ER ARCHIVAR EINER KONSERVATIV GESCHICHTSBEWUSSTEN GESELLSCHAFT?

Die Herausgeber und Bearbeiter verfolgen diese Entwicklungen mit Aufmerksamkeit und versuchen, sie konstruktiv in ihren Artikeln zu berücksichtigen.

Mein Ausblick kann nur weitere Fragen (teils suggestiver Art) auflisten; einige davon seien genannt und andeutungsweise erläutert: Ist der Lexikograf im Sinne des Gestaltungsgedankens der Herr der Geschichte (der Bedeutungs-geschichte), oder ist er Archivar/ Dokumentationsbeauftragter einer konservativ geschichtsbewussten Gesellschaftsformation? Sollte man historischen Wörterbüchern die Aufgabe zuweisen, semantische Differenzen zwischen geschichtlichen und gegenwärtigen Wortgebräuchen zum eigentlichen Gegenstand zu erheben und die bloße Ausdrucksverschiedenheit auf ihre Nennung zu reduzieren? Welchen Grad der inhaltlichen Differenzierung erträgt die Textsorte historisches Bedeutungswörterbuch bzw. welcher Differenzierungsgrad ist den Wörterbuchbenutzern zuzumuten? Wie lässt sich der Gedanke der Beziehungssemantik aus der Interpersonalität in die Intra- und in die Transpersonalität verlagern? Das ist eine innertheoretische Frage. Ist die Semantik von ‚Minne‘ eine genuin deutsche Semantik, oder ist sie eine europäische Semantik bzw. eine Semantik eines innereuropäischen Teilraumes, der nicht nach sprachlichen Grenzen abgesteckt werden kann? Das ist eine Frage, die kritisch auf die Reichweite einer nationalsprachlich orientierten Semantik zielt.

Ich hoffe, mit diesem Beitrag Lexikografie als eine Grundlagendisziplin für alle Wissenschaften vorgestellt zu haben, deren ‚Gegenstand‘ sprachlich verfasst ist. Ich hoffe ferner, dem „Frühneuhochdeutschen Wörterbuch“ einen der vornehmsten Plätze in der lexikografischen Landschaft reserviert zu haben.

Anmerkungen

¹ Der Beitrag beruht auf einem Vortrag, der im Rahmen der Vortragsreihe „Wörterbücher. Auf der Suche nach Bedeutungen“ (veranstaltet vom Germanistischen Seminar Heidelberg in Zusammenarbeit mit der Gesellschaft für deutsche Sprache) in Heidelberg gehalten wurde. – Die Vortragsform wurde weitgehend beibehalten.

Literatur

Frühneuhochdeutsches Wörterbuch (1986 ff.). Hg. von Robert R. Anderson [für Band 1] / Ulrich Goebel / Anja Lobenstein-Reichmann [ab Band 6] / Oskar Reichmann. Berlin / New York: de Gruyter. [Bisher: 7 Bände, 5 Lieferungen]

Lobenstein-Reichmann, Anja (2013): Sprachliche Ausgrenzung im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit. Berlin / New York: de Gruyter (= Studia Linguistica Germanica 117).

Lobenstein-Reichmann, Anja (2012): Sprachgeschichte als Gewaltgeschichte. Ein Forschungsprogramm. In: Bär, Jochen / Marcus Müller (Hg.): Geschichte der Sprache – Sprache der Geschichte. Probleme und Perspektiven der historischen Sprachwissenschaft des Deutschen. Oskar Reichmann zum 75. Geburtstag. Berlin: Akademie (= Lingua Historica Germanica 3), S. 127-238.

Lobenstein-Reichmann, Anja (2012): Verbale Gewalt – ein Forschungsgegenstand der Sprachgeschichtsschreibung. In: Ernst, Peter (Hg.): Historische Pragmatik. Tagungsband zur Jahrestagung der Gesellschaft für Historische Sprachwissenschaft 2011. Berlin / Boston: de Gruyter, S. 215-238.

Lobenstein-Reichmann, Anja (demnächst): Hört ihr die Kinder weinen. In: Sprachgeschichte als Beziehungs- und Gesellschaftsgeschichte. Hg. von Vilmos Ágel / Andreas Gardt: Paradigmen der aktuellen Sprachgeschichte. Tagungsband zur Jahrestagung der Gesellschaft für Historische Sprachwissenschaft 2013. Berlin / Boston: de Gruyter.

Lobenstein-Reichmann, Anja (im Druck): Sprache und Heilung – ein sprachwissenschaftlicher Versuch. In: Havelkova, Lenka (Hg.): Filologické studie – Philologische Studien. Prag.

Reichmann, Oskar (2012): Historische Lexikographie. Ideen, Verwirklichungen, Reflexionen. Dargestellt an Beispielen des Deutschen, Niederländischen, Englischen. Berlin / New York: de Gruyter (= Studia Linguistica Germanica 111).